

## Belustigt über den eigenen Tiefgang

Roberto Bolaño ist als Romanschriftsteller ein Mythos, doch er selbst verstand sich vor allem als Lyriker

Der literarische Erfolg ist ein tückisches Wesen. Als er 1998 Roberto Bolaño zu einem umjubelten Romanautor macht, lässt er im selben Zuge zwanzig Jahre ambitionierter künstlerischer Arbeit des Autors über die Klippe des Vergessens stürzen. Bis in die Mitte der neunziger Jahre hatte Bolaño sich ausschließlich der Lyrik gewidmet. Bei jeder Gelegenheit betonte er, dass er sich als Poet verstehe. Auch als der in Spanien lebende Exil-Chilene schon auf der Welle des Erfolgs surfte, versuchte er noch einmal, seine Lyrik ins Scheinwerferlicht zu rücken: Im Jahr 2000 publizierte er gleich zwei Gedichtbände. Doch vom ungeheuren Sog, den seine zu Recht bewunderten Erzählungen und Romane, vor allem aber sein postum veröffentlichtes Meisterwerk „2666“ ausübten, wurde Bolaños Lyrik einfach davongerissen. Als Romancier weltberühmt, kennt auch in Deutschland so gut wie niemand den Lyriker Bolaño.

Vierzehn Jahre nach seinem Tod im Jahre 2003 erscheinen jetzt Gedichte von ihm in deutscher Übersetzung. Sie sind von bestechender Schönheit und höchster literarischer Qualität. Was ein besonderes Verdienst der beiden Übersetzer Heinrich von Berenberg und Christian Hansen ist. Und doch trägt diese Publikation Züge einer versenkten Chance, Bolaños Lyrik noch nachdrücklicher in den Vordergrund zu rücken. Der Verlag lässt die Übersetzungen blank, ohne die Originaltexte und ohne jede Rahmung, stehen. Eine zweisprachige Ausgabe gerade in diesem Verlag, der so viele große Lyriker versammelt, wäre ein echtes Statement gewesen. Und für ein Nachwort wäre ein Gespräch der beiden Übersetzer, die längst als renommierte Bolaño-Experten firmieren, der naheliegende wie perfekte Ausklang gewesen: Wie übersetzt man Schimpfwörter („bromistas del sexo“ als „Späsvögel“)? Wie geht man mit den eindringlichen Klang- und Wiederholungsfiguren um? Was macht den Unterschied zu Bolaños Prosa aus?

Eine Einbettung des Bandes in Bolaños Arbeiten wäre auch deshalb wünschenswert gewesen, weil die zahlreichen Veröffentlichungen aus dem Nachlass und das Jonglieren mit stetig neuen Textausgaben das Feld von Bolaños Lite-

nicht mitten in die Phantasie statt in das Leben führen würde.

„Ich träumte“ beginnt eines der zahlreichen Traumgedichte: „Manchmal sah ich mich zufällig in einem Spiegel und erkannte Roberto Bolaño.“ Das ist ein klares Ja zur eigenen Identität, aber eben nur im Traum und dort nur spiegelverkehrt, daher bleibt nur ein klares Nein. So entsteht Poesie: „Die Poesie taucht in den Traum / so wie der Taucher in den See.“ Bolaño entwirft eine „wässrige Wirklichkeit“, in der das Verschwimmen aller Konturen etwas Dunkles und Erhellendes zugleich hat.

Die zweite, eng mit der ersten verwobene Fertigkeit des Lyrikers Bolaño besteht darin, die Poesie des Lebens unter den einfachsten Bedingungen ausfindig zu machen. Geliebt, gelebt und gedichtet wird in Bars, auf der Straße oder in den Betten wechselnder Geliebter, die nicht selten Prostituierte sind. Bolaño arbeitet damit, dass das Doppelleben, das er über Jahre unfreiwillig führte, bestimmte Phantasieräume öffnet. Einerseits agiert dort immer ein zurückgezogener, ungeheuer belesener Poet, aber zugleich ist dieser Bolaño eben auch (und für andere vor allem) ein Gelegenheitsarbeiter, der gerade so über die Runden kommt. In beiden Welten, Literatur und Leben, besticht der Autor als Detektiv – so Bolaños Reflexionsfigur – durch seine besondere Beobachtungs- und unerschöpfliche Kombinationsgabe. Für beide sich überlagernden Sphären enthalten die Gedichte eine durchschlagende Sprache.

Reime oder Strophenformen gibt es nicht. Zu artifiziel. Es wird erzählt, und das Erzählte ist einerseits gespickt mit Flüchen, Spitznamen und Wortspielen. Andererseits münden solche Kaskaden punktuell in Anspielungen an die Malerei und Literatur oder spielen, belustigt über den eigenen Tiefgang, Metaphern im Heidegger-Verschnitt ein: „Das schwarze Auto verschwindet in der Kurve des Seins.“ Rhythmisch wird die Sprache von Klangfiguren und zahllosen Wiederholungen getragen. Regelmäßig bricht „die reale Situation“ in die Gedichte ein: „Ich hatte keine Arbeit mehr und wenn ich jeden Pfennig umdrehte, würde mein Geld noch vier Monate reichen. Hoffnung, neue Arbeit zu finden, be-



Wachsame Enten und ein großmäuliges Krokodil: Auch in Pompeji umgab sich der Mensch mit Tierbildern, um sich selbst besser zu erkennen.

Foto Mauritius Images

## Aufstand in der Villa Massimo

Fürsorge? Dominanz? In ihren neuen Erzählungen „Tiere für Fortgeschrittene“ lotet Eva Menasse familiäre Untiefen aus.

Ist das nun Fluch oder Segen? „In letzter Zeit kann man sich auf überhaupt nichts mehr einigen“, beklagt sich die Gastgeberin, als im Freundeskreis die alten Gewissheiten bröckeln: Sollen Berichte über Verbrechen auch die Nationalität der Täter enthalten, oder ist das, wie einer meint, rassistisch und bedient Vorurteile? Lenkt die Diskussion um kriminelle libanesishe Clans von den deutschen „Wirtschaftskriminellen und Steuerhinterziehern“ ab? Ist die Kontroverse ein Zeichen, wie ein Gast meint, dass es „unter uns auch immer rechter“ wird? Oder kann man, wie Nora, froh sein, dass es in den Gesprächen „ausnahmsweise um etwas geht“?

Für sie ist das keine abstrakte Diskussion, denn ihre Tochter Clara ist gerade eingeschult worden, gleich am allerersten Tag hat der kleine Frederic ihr gesagt, dass er sie heiraten will, es kommt in der Klasse zu Streit und Destruktion, und Frederic wird unter den Eltern als Unruhehüter ausgemacht. Sein Vater kommt aus dem Libanon und ist offenbar reich, zudem trägt er den Namen eines Clans, dem kriminelle Geschäfte nachgesagt werden, und spätestens nach einem weiteren Gespräch mit Freunden ist sich Claras Mutter keineswegs mehr sicher, wie sie sich zu den Ereignissen verhalten soll. Zu denken gibt ihr, was der Biologe Gustav über das organisierte Verbrechen sagt und wie schwer es wegen der vielen beteiligten Clanmitglieder

und ihren unterschiedlichen Aufgaben im Dienst eines gemeinsamen kriminellen Ziels zu bekämpfen sei – „ihr schien, er denke von den Termiten her.“

Die Frage, ob das ein sinnvoller Ansatz ist und wohin er letztlich führt, gibt Eva Menasse gerade erschienenem Erzählungsband die äußere Struktur. Er heißt „Tiere für Fortgeschrittene“, seine Kapitel tragen Überschriften wie „Raupe“, „Schafe“, „Schlangen“ oder, wie Noras Geschichte, „Haie“, und jedem dieser acht Texte ist eine kleine Wissenschaftermeldung vorangestellt, die von Tieren handelt. Sie erzählen von Enten, die noch im Schlaf ein Auge wachsam offen halten können, von einem Mann, der ein überfahrenes Opossum per Mund-zu-Mund-Beatmung retten will, oder von Schmetterlingen, die sich an Krokodilstränen laben.

In welchem Zusammenhang sie mit den dann folgenden literarischen Texten jeweils stehen, wechselt von Mal zu Mal, ein eingeführtes und allegorisch eindeutiges Bestiarium nach mittelalterlichem Vorbild strebt Menasse glücklicherweise nicht an. Statt dessen leitet das Tränen-trinken eine Erzählung ein, in der eine Patchworkfamilie in den Urlaub fährt und unter den Bösartigkeiten der zu Hause gebliebenen Ex-Frau des Mannes leidet, die sich also buchstäblich am Kummer der Familie nährt.

Andere Erzählungen nehmen das Motiv der vorangestellten Nachricht sehr viel direkter auf: Dem totgefahrenen Opossum folgt in der in Deutschland spielenden Geschichte ein Reh, das zum Verkehrsoffer wird, aber auch zum deutlich markierten Symbol für das Verhalten des Protagonisten Charlie Reincke: So wie er zwischen zwei Frauen lebt, so wollte auch das Reh Wildwechsel betreiben, der auf der Straße zwischen den beiden Revieren sein Ende fand. Noch direkter ist die Verbindung zwischen Nachricht und Text in „Igel“, denn die Todesfälle, die weggeworfene Eisbecher für Igel werden können, spielt auch in der Erzählung eine Rolle.

Nicht immer leuchten diese Verknüpfungen ein, und schwerer wiegt, dass die Erzählungen sie nicht einmal benötigen. Das gilt etwa für „Raupe“, ein Kabinettstück aus jener Hölle, die Familie eben auch bedeuten kann, wenn die Machtverhältnisse allzu ungleich verteilt und zudem über die Jahrzehnte statisch sind, allem Größer- und Älterwerden zum Trotz. Dabei gelingt es Menasse, aus der Perspektive eines alten Mannes und Pflegers seiner demenzkranken Frau so zu erzählen, dass die wahnhaften mit den scharfsichtigen Zügen eine enge, mitunter schwer auseinanderzuhaltende Verbindung eingehen und sein Verhalten je nach Beleuchtung als Fürsorge, Kontrolle und Despotie erscheint.

Wer da erzählt, wechselt von Geschichte zu Geschichte, ein Ich-Erzähler ist darunter, der aus einer Künstlerkolonie in Rom berichtet – Eva Menasse war vor knapp zwei Jahren Stipendiatin der Villa Massimo – und wie aus der Lethargie und Irritation der dort Eingeladenen schließlich eine Revolte mit kümmerlichem Ergebnis wird. Die zugehörige Meldung erzählt von Schafen, die explizit ohne Woll gezüchtet werden, und auch von den Bewohnern des Künstlerhauses scheint man kein konkretes Ergebnis des Aufenthalts zu erwarten.

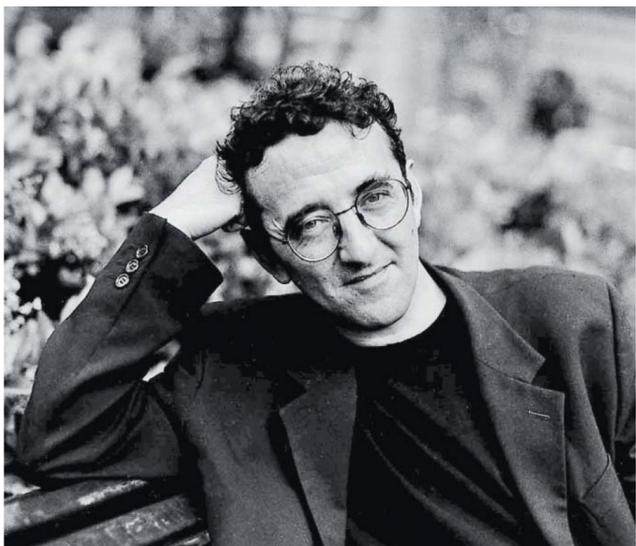
Dass der Ich-Erzähler in „Schafe“ das passende rhetorische Mittel ist, erschließt sich sofort, während man in anderen Geschichten rätselt: Warum liegt so viel ausgestellte Distanz in der Stimme des „Igel“-Erzählers, warum die fast altfränkischen Elemente der Sprache, warum die Pointenseligkeit mancher Pas-

sagen, die dem sonst oft souveränen Ton entgegenstehen, zumal sie dann die Figuren in eine Nähe zum Klischee bringen, die ihnen nicht angemessen ist. Da ist etwa die sinnstuchende Gattin eines reichen Mannes, die einen Restaurator alter Häuser kennenlernt: „Er war jemand, der etwas mit seinen Händen schuf. Sie konnte bloß Zigaretten drehen“, heißt es. Wenig später fährt sie riskant Auto, wobei sie „ihren Schutzenselb bis an die Grenze der Taktlosigkeit herausfordernde“ und dergleichen mehr.

Auf der Habenseite des Bandes aber stehen die Miniaturen familiärer Verstrickungen, der Abhängigkeiten zwischen den Generationen und innerhalb der Paare, des schwankenden Bodens, den man betritt, wenn man sich an einen anderen bindet, von dem man nicht weiß, wie lange und wie ernsthaft er diese Bereitschaft erwidern wird.

Immer wieder lässt Menasse hinter den Beteuerungen der Beteiligten eine andere Perspektive aufleuchten, am unheimlichsten dort, wo es um Abwesende geht, Gestorbene, Verlassene, Geflohenne. Ihre Stimmen sind anfangs stumm, später werden sie vernehmlich, in einem Halbsatz der Anwesenden, in einem flüchtigen Gedanken oder aber, wie in „Schlangen“, in einem jähren Ausbruch eines betrogenen Ehemanns, der im schroffen Kontrast zu der Opferrolle steht, die er zuvor eingenommen hatte und der doch wieder nur eine weitere Variante des Geschehens darstellt.

Immerhin ringt er sich dazu durch. Die zweifelnde Mutter in „Haie“ dagegen macht den Mund erst auf, als es zu spät ist, als der vermeintliche Unruhehüter Frederic bereits die Schule gewechselt hat und all die liberalen Eltern aufatmen. Ob ihre Tochter Clara tatsächlich, wie Frederic einmal sagte, das Mädchen sei, das ihn am schlimmsten quäle, wird nun nicht mehr herauszufinden sein. Indem die Autorin ihre Geschichte auf diesen Befund hinsteuert, zeigt sie den Preis der Termiten-Metapher auf. Für beide Seiten. TILMAN SPRECKELSEN



Labyrinthische Literatur: Roberto Bolaño (1953 bis 2003)

Foto Basso Cannarsa

ratur inzwischen beinahe so labyrinthisch anmuten lassen wie seine fiktionalen Welten.

Zwei Bände des Autors hat der Hanser Verlag zu einem Buch zusammengefasst. „Die romantischen Hunde“ kam erstmals 1993 heraus, im Jahr 2000 in leicht veränderter Form noch einmal. Der Band beinhaltet eine Auswahl von 43 Gedichten, die Bolaño zwischen 1980 und 1998 verfasst hat. „Tres“ oder „Drei“ hingegen besteht aus zwei Gedichtzyklen und einem Langgedicht. Der Zyklus „Herbst in Geroña“ entstand 1981. „Die Neochilenen“ und „Ein Spaziergang durch die Literatur“ folgten in den Jahren 1993 und 1994. Die deutsche Ausgabe bietet also einen Rückblick in die achtziger und neunziger Jahre, als Bolaño vom Romanerfolg noch nichts ahnte. Dass mit dieser Publikation „Roberto Bolaños Gedichte erstmals in einer deutschen Gesamtausgabe“ vorliegen würden, ist allerdings nicht wahr.

Bolaños Lyrik fasziniert aufgrund ihrer unnachahmlichen Mischung von drei Fertigkeiten. Zuerst kann keiner so schonungslos ernst und doch so fintenreich von seinem Leben dichten wie der Chilene. Die Anlage seiner Lyrik ist radikal autobiographisch. Alle Gedichte haben einen im spanischen Exil lebenden Dichter als Haupt- und Perspektivfigur. Zuverlässig lassen sich anhand der Texte Bolaños Lebensstationen ablesen (Santiago de Chile, Mexico City, Barcelona, Blauwe). Vor zugleich ist bei diesem Lyriker von aher herein klar, dass er sich ständig selbst erfindet. Und zwar genau so, dass man das Geschriebene als authentisch ansehen könnte, wenn einen das nur

stand auch keine. „Ohne Hoffnung, aber auch ohne Furcht folgert der Autor: „Es war ein güter Herbst.“ Hart geht es zu, rau und wütend, melancholisch zugleich, sanft, sehnsüchtig und zärtlich.

Unnachahmlich sind Bolaños Gedichte aber erst aufgrund ihrer besonderen Haltung. Alle seine Figuren agieren nach einer doppelten Buchführung: mit Blick auf den Aberglauben, auf die Liebe, die Träume, die Phantasie, die Schönheit, die Poesie und die großen Rätsel, welche die Welt verbergen könnte. „Es regnet, und du sagst, es regnet, als weinten die Wolken. Und dann legst du die Hand auf den Mund und gehst schneller. Als wollten diese jämmerlichen Wolken weinen? Unmöglich. Aber dann, woher die Wut, diese Verzweiflung, die uns alle irgendwann zum Teufel gehen lassen muss?“ So sehen die Überlegungen derer aus, die nicht mehr glauben, aber die beim Blick in die Wolkenbilder dennoch ein Gespür dafür haben, dass die Wolken gerade darüber Tränen vergießen, dass man an ihr Weinen nicht mehr glaubt. Die Autoren des Phantastischen Realismus hatten versucht, in der vermeintlich entzauberten Welt noch einmal den Glauben ans Unbegreifliche zu beschwören. Bei Bolaños Gedichten sind diese Beschwörungen längst durchschaut. CHRISTIAN METZ



Roberto Bolaño: „Die romantischen Hunde“. Gedichte.

Aus dem Spanischen von Heinrich von Berenberg und Christian Hansen. Hanser Verlag, München 2017. 176 S., geb., 20,-€.

## Mary und die Schlange

Auf kleinem Raum erzählt die schottische Autorin A. L. Kennedy ein ganzes Leben: „Leises Schlingeln“

Mit ihrer gegabelten Zunge prüft die Schlange die Luft, die voller Spuren von Dingen ist, die sie wissen will. Wo Mary sich aufhält zum Beispiel. Ob es ihr gutgeht. Ob von irgendwoher Gefahr droht. Wenn die Schlange die Luft leckt, spürt sie, ob Mary glücklich ist. Und weil die Schlange ihr schöne Träume schickt oder Träume, die Mary verraten, was sie als Nächstes tun soll, ist Mary oft glücklich im Leben. Die Schlange besucht sie immer wieder. Bis zu dem letzten Mal, das zu traurig ausgeht, als dass es sich erzählen ließe. Denn die Schlange bringt den Tod. Sie ist der Tod. Vorher aber ist sie Marys Freund.

So geht in groben Linien die Erzählung, die A. L. Kennedy „Leises Schlingeln“ genannt hat. Sie steht in einem wunderschön aufgemachten kleinen Buch, umhüllt von grell pink geprägtem Papier, auf dem sich eine orangefarbene Schlange windet. Ingo Hertzke, der erfahrene Übersetzer von Kennedys Büchern, hat die Geschichte, die auf Englisch gar nicht erschienen ist, souverän und mit lyrischem Gespür ins Deutsche übertragen.

Zwischen den Kapiteln taucht in den Illustrationen von David Böhm immer wieder die Schlange auf, manchmal mit einem gezackten Blatt daneben, denn „Leises Schlingeln“ ist ein Märchen, und es sieht aus, wie Märchen aussehen sollten, und es fasst sich auch so an.

Lesern des „Kleinen Prinzen“ wird die Schlange bekannt vorkommen. Auch dort kringelt sie sich eines Tages um ein Fußgelenk. Genau so tritt sie auch hier zum ersten Mal auf. Nach ein paar Seiten, auf denen wir das überaus phantasiereiche und kluge Mädchen Mary kennenlernen, ist die Schlange als Reif um Marys Fußgelenk plötzlich da. Sie gibt sich mit ihren zwei rubinroten Augen zunächst nicht zu erkennen, sondern beobachtet, wie Mary wohl reagiert. Angst ist die häufigste Reaktion, das weiß die Schlange wohl. Aber Mary hat keine Angst.

Wie beim „Kleinen Prinzen“ weiß die Schlange einiges vom Sterben. Aber damit enden schon die Parallelen. Sowohl Mary wie auch die Schlange erlauben sich keinerlei Sentimentalitäten, obwohl

der Ton dieses Märchens für Unverdorben nicht ganz so nüchtern ist wie in anderen Büchern der schottischen Autorin, die sich eher durch knapp zuschlagende Sätze ins Herzgewebe auszeichnen.

Mary nennt die Schlange erst einmal „Herr Hübsch“, weil sie sich mit dem Satz vorstellte: „Hallo, ich bin ungemein hübsch.“ „Hallo, Herr Hübsch“, antwortet Mary und erweist sich damit als frech genug, dem ungewöhnlichen Besucher Paroli zu bieten. Sie hat eine Menge über Schlangen gelesen und fürchtet sie nicht. Schließlich tauft sie ihren neuen Freund, denn das wird die Schlange schnell, auf den Namen Lanmo. Die Schlange ist männlich und erweist sich als zuverlässiger und fürsorglicher Partner auf Marys Weg durchs Leben.

Immer wieder allerdings verschwindet sie auch, um ihren Pflichten nachzukommen – den Tod zu bringen. „Sie wäre noch viel beschäftigter gewesen, wenn die Menschen ihr nicht bei der Arbeit geholfen hätten“, heißt es einmal. „Oft sparten sie ihr die Mühe, diesen oder jenen Menschen zu besuchen und ihre el-

fenbeinweißen Nadelzähne zu zeigen und ihre wunderschöne Stimme hören zu lassen und in ihre ehrlichen roten Augen zu schauen.“ Dann sind die Menschen tot schon vor ihrer Zeit. Doch manche Menschen, zu denen Lanmo kommt, lehren ihn auch etwas, das er gebrauchen kann. Dorothy etwa, eine uralte Großmutter, die ihm erklärt, was Liebe ist. Denn Lanmo liebt zum ersten Mal, und zwar Mary.

Auf kleinem Raum erzählt A. L. Kennedy ein ganzes Leben. Ein ganz normales Leben, nur dass eine kleine Schlange, die sich in flüssiges Gold oder in eine Boa constricta verwandeln kann, eine wichtige Rolle in ihm hat. Das ist wunderschön. Ein Märchen eben. VERENA LUEKEN



A. L. Kennedy: „Leises Schlingeln“. Erzählung.

Aus dem Englischen von Ingo Hertzke. Karl Rauch Verlag, Düsseldorf 2016. 112 S., geb., 18,-€.